

---

## Perlenfischerey auf Ceylon.

Was Meinungen, Sitten, Religion und Lebensart getrennt haben, das vereinigt der Eigennutz, vor dem selbst die Intoleranz verstummt, und die Herrsch- und Ehrsucht zum Schweigen gebracht wird. Westwärts von der Insel Ceylon liegen die berühmten Austerbäncke, die die ostindischen Perlen liefern, zu deren Fang man sich in der Bay von Condatchy versammelt, welche beynahe einen halben Mond bildet. Condatchy ist ein öder unfruchtbarer Bezirk, auf dem bloß einige wenige verbuttete Bäume und Gebüsche zerstreuet stehen und der nicht einmahl gutes Trinkwasser liefert, welches man aus einem vier englische Meilen entfernt liegenden Dorfe hohlen muß. Ausser der Fangzeit ist Condatchy leer und öde; allein wenn die Perlen gefischt werden, dann bietet es ein eben so neues als erstaunenswürdiges Schauspiel dar.

Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben laufen da in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin und her, da hat man eine Menge von Zelten und Hütten errichtet, mit einem Basar oder Laden vor jedem derselben; da erblickt man eine Menge Fahrzeuge, die Nachmittags von den Perlenbänken zurückkommen und wovon Einige reich beladen sind; da warten die Bootseigenthümer ängstlich auf die Zurückkunft der Fahrzeuge, und wenn diese sich der Küste nähern, so laufen sie eifertig und begierig dahin, und hoffen eine reiche Ladung zu finden; da eilt eine

O

große Menge Juwelierer, Mäcker, Kaufleute und anderer Menschen herbey, die auf irgend eine Art mit den Perlen etwas zu thun haben. Einige sondern sie ab, und lesen sie aus, Andere wiegen sie ab, untersuchen ihren Werth und ihre Anzahl; Einige rufen sie zum Verkaufe aus. Andere drillen und durchbohren sie zum künftigen Gebrauche.

Die Perlenbänke werden jährlich von der Regierung verpachtet; die Fangzeit fängt mit dem Februar an und endigt sich gegen Anfang Aprils, und der Zeitraum des Fangens beträgt 6 Wochen, höchstens zwey Monathe. Die Perlenbänke erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Mangar hin, und die vornehmste Bank ist Condatchy gegenüber und liegt etwan 20 englische Meilen weit in der See. Jedes Jahr wird eine andere Bank gefischt, und man läßt die übrigen reif werden; die Austern sollen ihre Reife innerhalb sieben Jahren erlangen.

Die Taucher, die man zu diesem Fange braucht, sind von verschiedenen Nationen und Ländern. Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar. Während der Fangzeit laufen regelmäsig alle Boote zu gleicher Zeit aus und kehren auch zusammen zurück.

Das Auslaufen geschieht ungefähr gegen eilf Uhr Nachts, wo die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sticht. Bleibt der Wind gut, so langt sie noch vor Tagesanbruch bey der Bank an, und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie so lange emsig fort, bis sie der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. Sobald sich die Fahrzeuge im Angesichte der Küsten zeigen, stecken sie die Flaggen auf und gehen Nachmittags vor Anker. Sobald sie ans Ufer kommen, ladet man so gleich ihre Ladung aus, welches vor Einbruch der Nacht geschehen seyn muß. Diese Ladung beläuft sich etwa auf 30,000 Austern, wenn die Taucher fleißig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot führt nach Percival zwanzig, nach Le Beck aber ein und zwanzig Mann und einen Oberbootsmann bey sich, der den Steuermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern bey dem Heraussteigen bey. Die übrigen Zehn sind Taucher, wovon sich jedesmahl fünf zusammen hinablassen; kommen die ersten fünf herauf, so steigen die andern fünf hinab und auf diese Art wechseln sie beständig ab. In Jedes Boot thut man fünf Steine,

welche die Taucher um den Leib binden, um desto schneller hinabfahren zu können. Kein Boot darf mehr als fünf Steine haben.

Diese Taucher, die von der frühesten Jugend an, ans Tauchen gewöhnt werden, sind äußerst abergläubisch und haben öfters einige Beschwörer, die man die Haifischfessler nennt, bey sich in den Booten. Sie thun alles, was diese ihnen befehlen. Besonders fürchten sie sich vor den Haifischen, die in diesen Meeren sehr gewöhnlich sind. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Beschwörer um Rath und ihr Zutrauen zu dessen Antworten ist unerschütterlich, ob gleich der Ausgang nicht selten ganz anders ausfällt, als er vorher gesagt hat. Allein die List und Geschicklichkeit dieser Leute ist sehr groß, und sie wissen sich allemahl aus der Schlinge zu ziehen.

Als die Engländer die Insel Ceylon schon im Besitze hatten, büßte eines Jahres ein Taucher sein Bein ein; man setzte deshalb den Oberbeschwörer zur Rede, allein er erwiederte ganz ernsthaft: daß eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von der Küste Malabar herüber gekommen sey und eine Gegenbeschwörung bewirkt habe, die daher dießmahl seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; dieß habe er zu spät erfahren, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können; allein nunmehr wolle er seine Überlegenheit über seine Gegnerinn zeigen und alle Haifische so stark bezaubern, daß sie während dieser ganzen Fangzeit niemand etwas weiter zu Leide thun sollten. Zufälliger Weise ereignete sich auch kein Unglück weiter, und die Taucher glaubten steif und fest, das dieß von der Beschwörung des Zauberers herrühre.

Ehe sich die Taucher in die Tiefe des Meeres hinablassen, befestigt man mittelst zweier Seile einen Taucherstein und ein Netz am Boot. Der Taucher setzt nunmehr die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil des Tauchersteines, mit den linken Fußzehen tritt er ins Netz, faßt mit der einen Hand die beyden Seile, hält sich mit der andern die Nasenlöcher zu und fährt so ins Wasser hinab. Sobald er unten auf dem Boden ist, hängt er das Netz um den Hals und sammelt mit aller Gewandtheit und Schnelligkeit so viel Austern, als er während der Zeit, da er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Als dann giebt er ein Zeichen, indem er die Seile bewegt, und so gleich zieht man ihn herauf. Ob er es gleich gewöhnlich nur 2 Minuten unter dem Wasser aushält, so riefst ihm doch eine Menge

Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren. Dies hindert jedoch diese Leute nicht, von neuem hinabzusteigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis fünfzig mahl hinab und bringen jedesmahl ungefähr hundert Austern mit heraus. Einige reiben ihren Körper mit Öhl ein, und verstopfen sich wegen des Wassers die Ohren und Nasenlöcher; andere hingegen brauchen gar keine Vorsichtsmaafsregeln.

Obgleich die gewöhnliche Zeit, die ein Taucher unterm Wasser zubringen kann, nicht viel über zwey Minuten beträgt, so hat man doch Beispiele, daß es manche vier, fünf, ja sogar sechs Minuten unten ausgehalten haben. Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, besteht entweder in Geld oder in Austern, welche letztern die gewöhnliche Art des Lohnes sind.

Die Austern, die man aus den Booten ausgeladen hat, schafft man so gleich weg und vergräbt sie in Löcher oder Gruben, wo man sie auf Matten legt, damit sie nicht die bloße Erde berühren; in diesen Gruben bleiben sie so lange, bis sie sterben und in Fäulniß übergegangen sind. Hierauf öffnet man sie, und nimmt die Perlen heraus und richtet diese gehörig zu. Der Gestank, den die Fäulniß der Austern verursacht, ist unerträglich und dauert lange nach der Beendigung des Perlenfanges noch fort, er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy her die Luft und macht die Nachbarschaft sehr unangenehm; gleichwohl schreckt dieser Geruch die Gewinnsucht nicht zurück; denn mehrere Monathen nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute, auf dem Sande und an den Stellen, wo die Austern in Fäulniß übergegangen sind, begierig herumsuchen und wühlen. Dann und wann ist auch einer so glücklich, daß er eine Perle findet, die ihm seine Mühe reichlich belohnt.

Die Bay von Condatchy aber bietet noch vielerley Gegenstände dar, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerey an sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht das auffallendste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Charakterzüge; die Künste, die einige treiben, die Ceremonien, die andere verrichten und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Übernatürliches zu seyn scheint; an dem Andern be-

merkt man Fakirs, Brahminen, Priester, und Andächtige von allen Sekten, die, entweder um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gelübde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grad von Standhaftigkeit aushalten, den man kaum für möglich halten sollte. Wir wollen daher hier einige Merkwürdigkeiten anführen, die Percival auf diesem Schauplatze menschlicher Industrie beobachtet hat.

Die schmerzhaftesten Bußübungen, welche sich die Indier aufliegen, sind diejenigen, welche sie sich anthun, wenn sie wieder in ihre Kaste aufgenommen seyn wollen, aus der sie ausgestossen worden sind, weil sie etwas gegessen haben, was nach den Gesetzen ihrer Sekte verbothen ist, oder weil sie mit Leuten einer andern Kaste einen solchen Umgang gehabt haben, den man für sie als verunreinigend ansieht. In diesem Zustande werden sie von allen Mitgliedern ihrer eigenen Kaste verabscheuet, von allem Umgange mit ihnen ausgeschlossen, und sie dürfen dieselbe nicht anrühren. Von einer solchen schrecklichen Verunreinigung können sie sich bloß dadurch befreyen, daß sie entweder eine große Summe Geldes bezahlen oder sich die unglaublichsten Bußübungen aufliegen. Von denen, die Percival zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, wollen wir einige der Merkwürdigsten anführen. Der eine gelobt, seinen Arm eine gewisse Anzahl von Jahren über seinem Haupte emporgestreckt zu halten, ohne ihn nur ein einzigemahl herunter zu ziehen; und hiermit fährt er wirklich so lange fort, bis der Arm nicht mehr im Stande ist, nachmahls seine natürliche Lage jemahls wieder einzunehmen. Ein Anderer will seine Hand so lange verschlossen halten, bis die Nägel an seinen Fingern gänzlich ins Fleisch hineingewachsen sind, und auf der Rückseite seiner Hand wieder zum Vorscheine kommen. Viele kämmen sich niemahls die Haare, noch lassen sie sich den Bart scheeren. In diesem Zustand wird ihr Kopfhaar, das von einer braunen oder verbrannten Farbe ist, ganz verfilzt, und sieht den Hadern nicht unähnlich, die wir in Europa zum Abwischen brauchen; oder es hängt in langen verwirren Streifen herab und ist demjenigen ähnlich, das eine Art französischer Schooshündchen hat. Einige geloben sich niemahls niederzulegen; zugleich tragen sie ein großes eisernes Instrument um den Hals, das einer eisernen Beißzange ohne Handhabe nicht unähnlich sieht.

Allein eine der außerordentlichsten von diesen Ceremonien, von der Percival Augenzeuge war, ist das Schwingen für ihre Kaste, wie sie es nennen. Man schlägt einen sehr großen und starken Pfahl oder Cocusbaum fest in die Erde; oben auf seine Spitze legt man einen andern Balken und zwar so, daß

er sich wie in Zaphen dreht, und befestigt ihn an dem in die Höhe stehenden Pfahle mit Seilen, die man durch beide hindurchzieht, so wie man es mit der Segelstange am Mastbaume eines Schiffes macht. An das Ende des Querbalkens befestigt man Stricke und Globen, um den Büßenden hinauf zu winden. Hierauf bringt man ihn in Begleitung einer Menge Volks heraus, das vor ihm hertanz; die Braminen und seine Anverwandten führen ihn dreymahl mit lauten Freudengeschrey und mit Musik um den Schwingpfahl herum. Unterdessen opfert man ein Schaaf und das Blut wird auf die herumstehende Menge gesprengt, die begierig wünscht, daß dasselbe sie treffen möge. Um nun die Wirksamkeit dieses Zaubermittels desto unfehlbarer zu machen, suchen sie sich während der Ceremonie auf den höchsten Gipfel des religiösen Wahnsinns hinauf zu arbeiten; sie zerrauen sich die Haare und machen das schrecklichste Geschrey dabey. Nachdem das Opfer vollbracht ist, legt man den Büßenden mit dem flachen Bauche auf die Erde und sticht ihm 2 sehr große Hacken, die man kurz vorher an den am Ende des Querbalkens angemachten Seilen befestigt hat, auf den Rücken tief ins Fleisch hinein. Andere Stricke zieht man ihm über die Brust und um die Schenkel, damit er das Gleichgewicht nicht verliert. Als dann windet man ihn an den Seilen und Globen auf den Querbalken hinauf, unter welchem er unmittelbar hängen bleibt; in dieser Stellung zieht man ihn zwey bis dreymahl rund um den Pfahl herum. Während dieser quaalvollen Ceremonie sagt er eine gewisse Anzahl Gebethe her und wirft unaufhörlich Blumen, die er deshalb mit hinauf genommen hat, unter die Menge herab. Diese Blumen betrachtet man als geheiligte Reliquien, die alle Krankheiten verscheuchen und lauter Glück bringen sollen. Der Umstehende Haufe greift so begierig darnach, wie es der europäische Pöbel mit dem Gelde macht, das man unter denselben ausstreut.

Diese Feierlichkeit ist keines Weges selten, und Percival hatte während seines dreyjährigen Aufenthalts auf Ceylon mehr als einmahl Gelegenheit ihr beizuwohnen. Die Letztere, die er sah, fiel im Jahr 1799 zu Colombo vor, wo der Querbalken brach, der Mann herunter fiel und auf der Stelle todt blieb. Ein Mohr von der Moply-kaste hatte gegen den großen Haufen, der hauptsächlich aus Malabaren bestand, welche mit dem Büßenden zu einer und derselben Sekte gehörten, im Voraus geäußert, daß das Holz zu schwach sey, den Mann tragen zu können, und daß es gewiß brechen würde. Da dieß wirklich eintraf, so versicherten die Malabaren, der Mohr habe es durch seine Vorhersagung behext; um sich nun deshalb an ihm zu rächen, fielen sie

mit solcher Wuth über ihn her, daß er sicher das Leben eingebüßt haben würde, wenn Percival sich nicht nebst einigen andern europäischen Offizieren und Seapöys, die die Neugierde herbeygelockt hatte, darein gemischt und ihn aus ihren Händen befreyet hätte.

Unter die vielen Plagen, welche die bey der Perlenfischerey versammelten Leute auszustehen haben, gehört außerdem auch noch der Schwarm von Gauklern, Schlangenfängern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch viele, die keine andere Beschäftigung treiben, als bloß darauf zu sinnen, wie sie sich durch Rauben und Stehlen ihren Unterhalt erwerben wollen: in diesen Künsten sind sie außerordentlich geübt. Doch sind sie bey ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angebohrnen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn bloß heimlich, und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu befürchten, denn schwerlich wagen sie ihn jemahls mit offenbarer Gewalt zu berauben.

Es giebt keinen Schauplatz, wo die Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benutzen als die Bay von Condatchy zu Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstréicher aus allen Theilen Indiens herbey, und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereyen keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Austern zu stehlen und bey Seite zu schaffen, geht besonders sehr weit, und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern.

Zu Condatchy haben sie ihre Diebereyen in ein System gebracht und bey aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leute miethen, die die Perlen aus denselben heraussuchen. Um das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen an, die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Percival führt folgendes Beyspiel von List an, die die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen: ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Öffnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmässigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der eine sollte den Dieb machen und eine kostbare Perle stehlen, während der andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als

wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen, und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit zu verschaffen, seine Beute bey Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie ruhig in ihrer Arbeit fort, bis Einer eine kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der letztere fieng daher verabredetermassen an, einige Perlen bey Seite zu schaffen; dieß that er aber auf eine Art, daß es die Aufseher gewahr werden mußten, die ihn sogleich ergriffen, die Perlen bey ihm fanden und ihn zu strafen begannen. Dieß verursachte einen großen Aufruhr; denn der Kerl machte so viel Lärm als möglich und setzte sich sogar zur Wehre. Unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit benutzt, die kostbare Perle bey Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerey wurde nachmahls bey einem Zanke entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, daß die Perle verkauft und das daraus gelöste Geld, nach Verhältniß der Rollen, die jeder beym Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte, allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten und wegen seines Diebstahls aus dem Dienste gejagt worden war, glaubte auf einen größern Antheil am Gewinne, als ihm die Andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen; und da man seinen Forderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den befehlshabenden Offizier, der die ganze Rotte streng bestrafen ließ. Endlich entdeckte man auch die Perle und stellte sie ihrem Eigenthümer wieder zurück.

---